

Walter Schmithals
Nun kann nichts mehr geschehen
Lukas 24,13-35

Liebe Gemeinde! Welchen Sinn hat es, daß wir uns an diesem Ostertag mit den beiden Jüngern auf den Weg machen, der sie nach Emmaus führt?

Gewiß nicht den Sinn, daß wir in ihnen großen Persönlichkeiten begegnen, mit denen zu wandern ehrenvoll und gewinnreich wäre – was einst Wagner zu seinem Osterspaziergang mit Faust bewog. Wir sollen aber auch nicht meinen, daß wir der Wahrheit der Osterbotschaft durch das gewiß werden können, was diesen beiden damals auf dem Wege und in ihrem Hause widerfuhr. Hatten doch auch sie selbst schon von anderen gehört, daß das Grab leer sei, ohne anzufangen, Ostern zu feiern. Sie waren nur erschrocken. Nein, wenn es stimmt, was unsere Geschichte behauptet: »Der Herr ist auferstanden«, dann haben wir allen Grund, selbst und heute und hier eine Begegnung mit ihm zu erhoffen, damit wir nicht auf die Behauptungen anderer angewiesen sind, sondern wie sie berichten können, daß uns die Augen geöffnet wurden.

Wie sie! Ebendarum machen wir uns mit ihnen auf den Weg, weil wir immer schon mit ihnen unterwegs sind. Sie tragen keine Namen, weil wir ihnen unsere Namen geben dürfen, geben sollen. Ihre Geschichte ist unsere Geschichte, ihr Leid unser Leid, ihre Freude unsere Freude. Unsere Erzählung zu verstehen heißt darum, uns selbst zu verstehen und mit ihnen zu berichten, was uns auf unseren Wegen passiert und welchen Sinn es hat, heute zu bekennen: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden.

Ihre Geschichte ist unsere Geschichte zunächst darin, daß wir mit ihnen traurig und enttäuscht unterwegs sind. Denn wer von uns sähe sich nicht immerfort von großen Hoffnungen zu großen Enttäuschungen geführt? Die beiden Jünger, von denen unsere Geschichte erzählt, hatten viel Hoffnung auf Jesus gesetzt. Von ihm erwarteten sie die Erlösung Israels. Darum waren sie ihm bis Jerusalem nachgefolgt. Was mögen sie konkret

erhofft haben? Befreiung vom militärischen Joch der Römer? Aufhebung ungerechter sozialer Verhältnisse? Eine Revolution, die die Armen reich und die Reichen arm, die Mächtigen gering und die Geringen mächtig macht? Das Ende dieser Welt überhaupt und nach Totenauferstehung und Gericht eine neue Welt ohne Leid und ohne Unrecht? Jedenfalls warteten sie auf Gottes Heil; denn sie folgten Jesus nach. Sie erwarteten ein großes, ein ganzes Heil; sie erwarteten, daß alles heil werde.

Was auch immer sie dabei im einzelnen erhofft hatten: Sie mußten ihre Hoffnungen begraben. Der Tod Jesu hat sie zunichte gemacht, denn von Toten kann man nichts erhoffen. Das Kreuz, an dem er starb, durchkreuzte alle ihre hochgespannten Erwartungen. Der Weg nach Emmaus ist ein trauriger Weg. Für sie begann ein neuer Lebensabschnitt, und sie mußten erst Grund zu neuer Hoffnung suchen. Man durfte annehmen, daß sie ihn bald finden würden. Der Mensch gibt sich so schnell nicht auf. Er reiht in seinem Leben Hoffnung an Hoffnung, weil sich Enttäuschung an Enttäuschung reiht. Für den Augenblick freilich sind sie am Ende; der letzte Funke Hoffnung ist erloschen. Von Heil und Zuversicht, von Friede und Freude sind sie weit entfernt. Geblieben sind Traurigkeit und Erschrecken.

Wir würden uns nur dann in diesen beiden Wanderern nicht wiedererkennen, wenn unsere Hoffnungen sich darin erschöpften, nach dem Fernsehen das Auto, nach dem Urlaub in Österreich den in Spanien und nach dem eigenen Haus das eigene Schwimmbad zu erhoffen. Solche Hoffnungen sind ja unter uns erfüllbar geworden. Nicht alle unsere Wünsche erfüllen sich zwar, aber aufs Ganze gesehen sind wir meist überrascht, wie gut wir vorwärtsgekommen sind, und wenn wir nicht gar zu unbescheiden sind, lassen sich die Enttäuschungen, die nicht ausbleiben, gut verkraften. Aber sind wir zufrieden damit, daß es uns gut und bisher immer besser geht? Wächst nicht mit unserer äußeren Sicherheit auch die Besorgnis, daß wir auf Sand bauen und daß das, was wir in unseren Händen halten, uns nicht halten kann?

Die Unruhe der jungen Generation wird zu einem guten Teil von dieser Sorge genährt. Bei den jungen Leuten bricht in einem Stadium ihrer Entwicklung, in dem sie sich von der Autorität der Älteren lösen, in manchmal äußerster Schärfe das Bewußtsein der Angst, der enttäuschten Hoffnungen, der Leere in aller Fülle durch. Nicht von ungefähr kommen die unruhigsten unserer Studenten oft aus den sattesten Elternhäusern. Sie haben nie wirkliche Not gekannt. Alle Wege wurden ihnen gebahnt.

Sie müssen sich nicht wie die Generation vor ihnen das Geld fürs Studium selbst verdienen. Sie haben nicht selten schon ein Auto. Sie können sich auch kaum vorstellen, auf den Komfort unseres Lebens verzichten zu müssen. Aber ihr tiefes Mißbehagen, ihre Enttäuschung an der Welt, in die sie nun eintreten, ist echt. Sie sprechen von der Schuld ihrer Väter, von dem Hunger in der Welt, von den Kriegen, die nicht aufhören, von den sozialen Spannungen zwischen Armen und Reichen. Sie sprechen damit von ihrer enttäuschten Hoffnung auf eine gerechte, freie, barmherzige Welt, auf eine von Unrecht und Scheußlichkeit befreite Erde. Und sie sprechen so davon, daß sie diese Hoffnung begraben mußten, als sie in die Welt der Erwachsenen eintraten. Sie sind auf dem Weg nach Emmaus in dem Wissen, daß Hoffnung ganz neu geboren werden muß. Darum lehnen sie sich gegen die Welt der Erwachsenen auf und fordern die Revolution.

Wir können nicht alles billigen, was sie denken und tun. Aber wir sollten sie verstehen. Im Grunde verstehen wir sie auch, selbst wenn wir uns dessen nicht bewußt sind. Denn mögen unsere Enttäuschungen auch gemäßigter und unsere Traurigkeiten weniger explosiv sein, weil wir die Menschen besser kennen und weil unsere Hoffnungen nicht mehr so utopisch sind: Auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus befinden wir uns allemal. »Wir hofften ... aber!« Vielleicht hofften wir nur, von diesem oder jenem Übel befreit zu werden, von einem Leiden, einer Krankheit, von einem Laster, einer Leidenschaft – und bleiben daran gebunden, der Verdammnis des Todes mitten im Leben ausgeliefert. Wir erhofften längeres Leben für unseren Nächsten, bessere Wege für unsere Kinder, gerechtere Anerkennung unserer Leistungen und wurden, wie so oft, enttäuscht. Wer den Zusammenbruch von 1945 erlebte, hatte nicht mehr viel zu hoffen. Aber die eine Hoffnung erwuchs aus den Trümmern der Häuser und Herzen: daß die Wege nationaler Überheblichkeit und Machtentfaltung in unserem Volk ein für allemal zu Ende sein möchten. Wir müssen traurig bekennen, daß sich selbst diese fast selbstverständlich zu nennende Hoffnung nicht erfüllt hat. Vielleicht hatten wir auch Hoffnung auf eine tiefergehende geistige und geistliche Erneuerung, für eine lebendige christliche Gemeinde; dann stehen wir heute vor den Scherben auch dieser Hoffnung.

Und wie steht es mit unserem Glauben? Gehörte zu ihm nicht einmal die Hoffnung, allen Fragen des Alltags, allen Problemen unserer Wege gewachsen zu sein, mit seiner Hilfe die Rätsel des Daseins lösen, die

Schwierigkeiten überwinden, einen guten Sinn in allem finden zu können? Aber tatsächlich wissen wir auf viele Fragen keine Antwort – und es sind oft die Fragen, auf die es ankommt –, und Ratlosigkeit befällt uns von Schritt zu Schritt. Das »Wir hofften, er sei es, der Israel erlösen würde« liegt uns näher als das »Auf, auf, mein Herz, mit Freuden«.

Auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus versteht man sich, auch wenn man sich in den Haaren hat, und für einen Zeitgenossen, der unsere Traurigkeit und unser Erschrecken angesichts vieler enttäuschter Hoffnungen nicht teilt, hätten wir nicht mehr Verständnis, als jene beiden Wanderer für ihren Begleiter haben, der nach drei Tagen immer noch nicht weiß, daß auch die jüngste Hoffnung für Israel inzwischen zu Grabe getragen wurde.

Die Art und Weise, in der wir Menschen solche gründlichen Erfahrungen hoffnungsentleerter Wirklichkeit aussprechen, wechselt nach Zeit und Temperament. Unsere beiden Wanderer sprechen die Sprache Kanaans: »Wir hofften, er sei es, der Israel erlösen würde.« Im Alten Testament heißt es statt dessen: »Finsternis bedeckt das Erdreich.« Unsere Studenten pflegen sich oft einer keineswegs kanzelfähigen Ausdrucksweise zu bedienen, wenn sie ihre Enttäuschung über die sinnlose Gegenwart und die in ihr herrschenden Mächte aussprechen. Jesus sagt in solcher Lage: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.« Und wer heute bei seinem Urteil die christliche Tradition mitbedenkt, spricht davon, daß Gott gestorben sei.

Solche Sprache vom Tode Gottes ist nicht die schlechteste. Gerade in ihrer totalen Hoffnungslosigkeit weiß sie noch davon, daß der Sinn der Welt nicht in ihr selbst liegt, sondern ihr gegeben werden muß. Sie erinnert daran, daß der Versuch, uns an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen, unsere Lage nicht hoffnungsvoller macht. Sie hält fest, daß Hoffnung, die aufs Ganze geht, Hoffnung auf Gott ist und daß Heil, das die Wunden nicht nur verbirgt, den Namen Gottes selbst trägt. Sie läßt uns bedenken, daß Erlösung vom Bösen die Erlösung von uns selbst einschließt; daß es wahre Freiheit nur gibt, wo wir uns selbst freigeben können, weil wir gehalten sind.

Genau das aber ist die Erfahrung, die die beiden Wanderer auf dem Weg nach Emmaus machen, plötzlich, unerwartet, unverhofft: Gott ist bei uns, und wir sind mit all unserer Hoffnungslosigkeit und Enttäuschung hineingenommen in sein Heil, getragen von seiner Liebe. Wir sind unterwegs

schon am Ziel. Wir sind ratlos und brauchen doch nicht mehr zu fragen. Mitten im Finstern scheint Licht auf unseren Weg.

Dies, liebe Gemeinde, *ist* unsere Geschichte; es ist *unsere* Geschichte, so gewiß wir hier beieinander sind und er selbst in seinem Wort lebendig bei uns ist. Es ist unsere Geschichte, weil wir nicht aufgefordert werden, unsere Enttäuschungen zu ignorieren, sondern Gott in seinem Wort ebenso ernst zu nehmen wie uns in unserem Versagen.

Die bitteren Erfahrungen der beiden Jünger werden ja auch nicht rückgängig gemacht. Sie sind noch oft nach Emmaus gewandert. Aber sie gingen nun nicht mehr als die Verlassenen, sondern als die Gesuchten, nicht mehr als die Verstoßenen, sondern als die Angenommenen, nicht mehr als die Traurigen, sondern als die Getrösteten. Die Osterbotschaft ist die Botschaft des göttlichen Dennoch: »Fürchte dich nicht, ich bin mit dir.« Und der Osterglaube antwortet: »Darum bleibe ich stets bei dir.«

Ostern stellt sich nicht dort ein, wo wir keine Hoffnung mehr nötig haben, weil wir keine Enttäuschungen erleben; wo die große Revolution die Welt neu gemacht oder gar eine neue Welt gebracht hat. Ostern ist auch nicht unser lautstarker und hochmoralischer und doch ohnmächtiger Protest gegen das menschliche Elend, das wir selbst sind. Ostern ist erst recht nicht das große Gesetz, das uns die unerledigte Aufgabe Gottes zuweist, der Welt die Angst zu nehmen, die Finsternis zu vertreiben, an das Gute im Menschen zu glauben und so dem Bösen den Garaus zu machen.

Ostern stellt sich da ein, wo uns, wie es den beiden am Tisch beim Brotbrechen geschah, »die Augen geöffnet werden« dafür, daß wir schon geborgen waren, als die Angst uns noch verzehrte; daß inmitten aller Verdammnis des Todes immer schon galt: »Er ging mit ihnen«; daß unser »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen« seine Antwort schon gefunden hatte, bevor wir es riefen; denn »er ging hinein, bei ihnen zu bleiben«. Ostern ist Gottes Tat ganz allein und Osterglaube die Erkenntnis, daß er bei uns ist.

Paulus spricht von solcher Ostererfahrung, wenn er erklärt, es habe Gott wohlgefallen, seinen Sohn an ihm zu offenbaren. Und er erläutert diese Erfahrung mit Worten des Propheten Jeremia: »Gott hat mich von meiner Mutter Leibe an ausgesondert und berufen durch seine Gnade«. Gott sah mich, als ich noch blind war für ihn; er geleitete mich, als ich ihn noch nicht kannte.

Bewegter klingen für uns die Worte des Grafen von Moltke aus dem Abschiedsbrief an seine Frau, wenige Tage vor seiner Hinrichtung aus

dem Gestapogefängnis geschrieben. Er blickt auf sein Leben zurück und auf den Prozeß, in dem er »als Christ und als gar nichts anderes« vor dem Volksgerichtshof stand, und fährt dann fort: »Uns ist es nicht gegeben, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber wir müssen sehr erschüttert sein, wenn wir plötzlich erkennen, daß er ein ganzes Leben hindurch am Tage als Wolke und bei Nacht als Feuersäule vor uns hergezogen ist und daß er uns erlaubt, das plötzlich, in einem Augenblick zu sehen. Nun kann nichts mehr geschehen.«

Nun kann nichts mehr geschehen – dies zu bekennen ist österlicher Glaube, und darum bekennt solcher Glaube das volle, ganze Heil. Denn was könnte es für uns Menschen, die Gott nicht von Angesicht zu Angesicht sehen, sondern der Verdammnis des Todes überantwortet sind, mehr an Heil geben als dies »Nun kann nichts mehr geschehen«. Der Beter des 139. Psalms hat dieses Bekenntnis radikal ausgedrückt: »Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da«, und was er weiter betet und was die beiden Jünger erfuhren, das dürfen auch wir bekennen: »Spräche ich, Finsternis möge mich decken!, so muß die Nacht auch Licht um mich sein; denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir.«

Wie kommt es zu solcher Gewißheit? Sicherlich nicht dadurch, daß wir in das leere Grab hineingehen. Von denen, die beim Grab waren, wird erzählt, sie seien geflohen, und unsere Wanderer bekennen selbst, sie seien erschreckt worden von der Botschaft der Frauen. Es nützt uns deshalb nicht, die zweitausend Jahre zurückzugehen, die alten Berichte kritisch zu prüfen und zu dem Ergebnis zu kommen, es sei doch wohl am wahrscheinlichsten, daß das Grab wirklich leer gewesen sei – woran auch mein Nachbar nicht zweifelt, der im übrigen der Meinung ist, die Jünger hätten Jesu Leichnam gestohlen. Wer Jesus im Grab sucht, bekommt nur zu hören, hier sei er nicht zu finden.

Die beiden Wanderer begegnen Jesus inmitten ihres Alltags, auf dem Wege, in ihrem Hause, bei gar nicht ungewöhnlichem Tun. Sie erkennen ihn daran, daß er das Brot bricht – wir würden sagen, daß er das Tischgebet spricht und das Mahl eröffnet. Sie erkennen ihn, als er, der Gekreuzigte, sie in seine Gemeinschaft stellt. Ihre Augen wurden geöffnet unter seinem Wort, dem Wort des Gekreuzigten, dem Wort vom Kreuz. Es liegt an ihm, ob er sich zu erkennen gibt, gewiß. Ostern können wir nicht machen; er bleibt der Herr österlichen Glaubens, Herr der Erfahrung göttlichen Heils in einer heillosen Welt. Aber wo wäre jemand, dem er sich in Jesus Christus nicht zugesellt hätte, mit dem er nicht sein Brot

bräche, dem er nicht sein Wort sagte? Diese Geschichte ist gerade deshalb unsere Geschichte, weil er in seinem Wort und seinem Mahl bei uns ist, die wir uns in seinem Namen versammeln.

Und bleibt er, der Nahe, uns dennoch fern, so sollten doch wir ihm nicht fernbleiben, wenn anders wir den Weg nach Emmaus gerne vertauschen möchten mit dem Weg nach Jerusalem; die Klage, daß Gott tot sei, vertauschen möchten mit dem Bekenntnis, daß wir in ihm leben, und die begrabenen Hoffnungen und ständigen Enttäuschungen mit heilsamer Freude und tätiger Zuversicht: Wir sollten, auch im Unglauben und Kleinglauben, in seiner Nähe bleiben. Es waren nicht Sichere und Wissende, zu denen er trat, sondern Ratlose und Ratsuchende, die aber über *ihn* sprachen und in aller Verzweiflung von *ihm* nicht loskamen. Es waren nicht Starke und Fromme, die ihn einluden, bei ihnen zu bleiben, sondern Traurige, Hoffnungslose, Enttäuschte; sie wurden reich beschenkt.

Nicht der Glaube ist Voraussetzung dafür, daß es in unserem Leben Ostern wird. Voraussetzung ist unsere Armut, die Enttäuschung über unser Können, das Scheitern unserer Möglichkeiten, die Klage, daß wir am Ende sind – und die vielleicht längst verzweifelte Frage, woher wir jene Freiheit nehmen, die uns inmitten dieser Welt getrost leben läßt in einem Leben, das auch den Tod nicht fürchtet.

Nur bei den Sehenden kann es nicht Ostern werden; wem die Augen gehalten sind, dem sollen sie auch geöffnet werden.

Wenn dies aber geschieht unter seinem Wort; wenn wir es hören und ergreifen: »Fürchte dich nicht, ich bin bei dir«; wenn unser Leben beginnt, wo wir am Ende sind – dann wenden sich unsere Wege, wie sich die Wege der beiden Wanderer umkehrten, als sie nach Jerusalem eilten, den anderen zu erzählen, was ihnen widerfahren sei.

Sie gehen denselben Weg wie vorher; aber sie wissen jetzt, wie es wirklich um sie steht. Nicht sind die Schatten über ihrer Welt geschwunden, nicht die Finsternisse des Todes ausgelöscht; sie werden das Kreuz auf sich nehmen müssen, das ihr Herr ihnen vorangetragen hat. Aber sie haben nun Licht genug, um sichere Schritte zu tun. Sie sind sowenig frei von Leid und Not, von Fehlern und Versagen, von Scham und Schuld wie vorher und wie die andern. Aber sie gehören mit allem, was an ihnen der Verdammnis des Todes ausgeliefert ist, dem Gott des Lebens; sie sind frei geworden von sich selbst, weil Gott sie angenommen hat. Nicht wissen sie für alle Probleme eine Lösung; das »Warum?« wird auch für sie

bleiben, und wer sie nach dem Sinn der Welt fragt, bekommt keine Antwort. Aber sie wissen, was sie zu tun haben.

Sie gehen auf die Straße, auf der er mit ihnen geht. Sie suchen die Rat- und Hoffnungslosen auf. Sie setzen sich an den Tisch mit den Sündern und brechen den Hungrigen ihr Brot.

Sie brauchen sich nicht mehr zu rechtfertigen; darum teilen sie Gerechtigkeit aus. Weil sie sich um sich selbst nicht mehr sorgen müssen, haben sie die Freiheit, für die anderen zu sorgen. Sie sind ewig geliebt; darum lieben sie. Sie sind Licht für die Welt, Salz für die Erde. Sie sind Gottes Saat und Beschenke, die viele reich machen; ans Ziel Gelangte, die Hoffnung ausgeben. Im Versagen wissen sie, daß sie nicht aufgegeben sind; darum geben sie diejenigen nicht auf, die versagen.

Sie bekennen und bezeugen mit ihrem Leben: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus.

Und niemand ist unter uns, der von diesem Zeugnis ausgeschlossen wäre; denn die Geschichte der Jünger von Emmaus ist unsere Geschichte, ganz und gar unsere Geschichte.